

Ulrich Knellwolf · Wir sind's noch nicht, wir werden's aber

**T V Z**



Ulrich Knellwolf

# Wir sind's noch nicht, wir werden's aber

Stückwerk zu Gott und der Welt

**T V Z**

Theologischer Verlag Zürich

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung  
Simone Ackermann, Zürich

Bild Umschlag und Innenteil: Bruno Murer *Sonnenaufgang am Pilatus*,  
2009, Öl auf Holz, 125 × 340 cm © beim Künstler

Druck  
Rosch Buch GmbH, Schesslitz

ISBN 978-3-290-17857-4  
3. Auflage 2017  
© 2016 Theologischer Verlag Zürich  
[www.tvz-verlag.ch](http://www.tvz-verlag.ch)

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotografischen  
und audiovisuellen Wiedergabe, der elektronischen Erfassung sowie der  
Übersetzung, bleiben vorbehalten.

*für Elsbet*

*Nun aber bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei.  
Am grössten unter ihnen aber ist die Liebe.*



«Die ander parabel Matt.xiiij. von dem sawr teyg, den das weyb menget ynn drey scheffel meel, so lange bisz das es durch unnd durch sawr wurd. Der selb new sawr teyg ist der glawb und gnade des geistes, aber er machts nit auff ein mal durch sawr, szondern feyn und seuberlich mit der weile macht er unsz gar yhm gleich new und ein brot gottis. Das alszo ditz leben nit ist ein frumkeit, szondern ein frumb werden, nit ein gesuntheit, szondernn eyn gesunt werden, nit eyn weszen, sunderen ein werden, nit ein ruge, szondernn eyn ubunge, *wyr seyns noch nit, wyr werdens aber*. Es ist noch nit gethan unnd geschehenn, es ist aber ym gang unnd schwanck. Es ist nit das end, es ist aber der weg, es gluwet und glintzt noch nit alles, es fegt sich aber allesz.»

Martin Luther, *Grund unnd ursach aller artickel D. Marti. Luther, szo durch Romische Bulle unrechtlich vordampt seyn*. 1521, Weimarer Ausgabe, 7. Band, Weimar 1897, S. 337



# Inhalt



Vorwort *11*

Hinweg *13*

I Der illegitime Vater *17*

II Die illegitimen Kinder *63*

III Der Streit um die Legitimität *117*

IV Die Legitimierung *155*

V Die Legitimierten *201*

VI Die Legitimierenden *249*

VII Die familiäre Trinität *291*

Nachwort *341*

Erwähnte Literatur *343*



# Vorwort

Viel gepredigt und manche Geschichte erzählt. Da drängt es einen, Geschichten in einem Band zu sammeln und Gedankenketten – meistens aus der Arbeit an Predigten – zu einer Decke zusammenzunähen.

Was drängt? Entdeckerfreude, Überzeugung, Missionseifer, Angst vor der Vergänglichkeit? Mag alles sein. Jedoch soll nicht vergessen werden, dass ein Buch zuerst Rechenschaft ist, Bitte um Legitimierung, also Entblössung und Gericht. Der Buchstabe tötet unter Umständen seinen Schreiber.

Rechenschaft vor wem? Vor den andern. Und als Rechenschaft vor den andern ist's Rechenschaft vor *dem* andern, weil der biblische Gott niemals ohne die andern, die Menschen, ist. Erst als Rechenschaft vor den andern und damit ineins vor Gott ist's endlich auch eine vor sich selbst, die nicht von vornherein im Geruch der Beschönigung steht.

Wie macht man so etwas? Mehr als Stückwerk wird's nicht. Kein Kosmos, solange die Schöpfung nur unter Ignorierung dessen, was darin nicht aufgeht, einer genannt werden kann. Der Form nach also essayistisch, jedoch kein Versuch im Sinn von Experiment. Dieses will ja ein abschliessendes Resultat. Das ist in einer un abgeschlossenen Schöpfung nicht möglich. Darum kein dogmatisches System, auch nicht als «Katechismussystematik», wie diejenige Luthers bezeichnet wird (Bayer, *Theologie*, S. 106). Denn der Katechismus ist ein dogmatisches System.

Hüterin dessen, was systematisch nicht aufgeht, ist die Erzählung. Rede vom biblischen Gott, so demonstrieren es Altes und Neues Testament, und so hat's mich allen voran der Evangelist Markus gelehrt, ist ohne Erzählung irdischer, menschlicher Geschichten nicht möglich. Predigt als repräsentativ öffentliche Rede vom biblischen Gott erst recht nicht. Darum, wenn's denn einen Begriff braucht, lieber «Predigtssystematik» als «Katechismussystematik», da der Katechismus ja eben nicht erzählt, sondern logisch stringent, einsträngig, argumentieren will. Erzählung hingegen lässt verschiedene Interpretationen zu. Weshalb die Predigt ja keine einmalige Veranstaltung ist, auch keine Wiederholung wie früher das jährli-

che Pauken des Katechismus im Unterricht oder das Aufsagen des Credo im Gottesdienst. Die Predigt ist jeden Sonntag, und hoffentlich jeden Sonntag neu. Denn das, wovon sie handelt, ist nicht abschliessend auf einen Nenner zu bringen. Es will umkreist, von verschiedenen Seiten angeschaut werden. Luther nannte das Meditation. Ich suchte lang, ehe ich die mir von Berufs wegen so nahe liegende Form fand.

Vielen habe ich für Anregung zu danken; oftmals gaben sie sie mir, ohne es zu merken. Ausdrücklich danken will ich Oswald Bayer. Mit keiner zeitgenössischen Theologie habe ich mich so intensiv auseinandergesetzt wie mit seiner, von keiner habe ich so viel bekommen wie von seiner.

Lisa Briner – und, was die erste Durchsicht betrifft, auch Stephan Landis – vom Theologischen Verlag Zürich danke ich herzlich für ihr frühes Interesse an dem, was da entstehen wollte, für die freundliche Nötigung, mich kürzer und präziser zu fassen, und für ihr höchst aufmerksames Lektorat.

In grosser Dankbarkeit gedenke ich meiner – abgesehen von den biblischen und reformatorischen Autoren – wichtigsten theologischen Lehrer: des schwäbischen Lutheraners und Bonner Professors Ernst Bizer; des bernischen Landpfarrers und, wie er sich selbst nannte, Volksschriftstellers Albert Bitzios alias Jeremias Gotthelf; des badischen Prälaten und Kalendermachers Johann Peter Hebel; des Königsberger Zollbeamten und «Schwätzers vom Heil» Johann Georg Hamann und des Dekans von St. Patrick's in Dublin Doktor Jonathan Swift.

Dank, den kein Attribut fasst, sage ich zuerst und zuletzt Elsbet, meiner Frau. Ihre Liebe ist meine göttliche Legitimation; meine Liebe sei ihre göttliche Legitimation. Manchmal denke ich, die paulinische Rechtfertigungslehre, von der dieses Buch in einem zentralen Punkt abrückt, sei – ich weiss, Welch gewichtiger Einwand Luther gegen diese Vermutung ist, aber der «Lutherisierer» Hamann hat sie implizit auch geäussert – eine typische Zölibatärtheologie. Dann wäre Elsbet erst recht schuld an dem, was hier vorgelegt wird.

Zollikerberg, im Advent 2015

Ulrich Knellwolf

# Hinweg

## Legitimiert

Die unverheiratete Tochter erwartete ein Kind. Wie in den meisten Fällen damals eine familiäre Katastrophe.

Der Vater der werdenden Mutter, in öffentlichem Amt und sehr auf Tadellosigkeit bedacht, drohte zuerst mit Mord und Selbstmord, wollte dann wenigstens seine Stelle an den Nagel hängen und wegziehen. Als das Kind schliesslich auf der Welt und diese nicht untergegangen war, lag ihm alles daran, dass die Taufe möglichst diskret, am liebsten im eigenen Haus in einer dämmerigen Morgen- oder Abendstunde und ohne Öffentlichkeit vollzogen werde.

Doch die Mutter des Kleinen widersetzte sich. «Er ist kein zweitklassiger Mensch, nur weil die Leute nicht wissen, wer sein Vater ist. Vor versammelter Gemeinde soll er getauft werden, wie's der Brauch ist», beharrte sie. Angesichts ihrer Entschiedenheit musste der Alte zähneknirschend kapitulieren.

Zum Taufgespräch kam sie allein. Als ich die Personalien aufnahm und nach dem Namen des Vaters fragte, antwortete sie: «Den verrate ich nicht. Er weiss noch nicht, wie er sich dazu stellen soll, dass er Vater ist.»

Ich erwartete, dass wir zu fünft am Taufstein seien: die Mutter, die Patin mit dem Kind auf dem Arm, der Pate und ich. Zu meiner Überraschung waren wir zu sechst. Der Kindsvater war gekommen. Und als ich Eltern und Taufzeugen fragte, ob sie bereit seien, ihr Kind mit dem Segen vertraut zu machen, den es in der Taufe empfangen würde, antwortete er mit kräftigem Ja.

Der Grossvater sass mit Frau und Verwandtschaft in der ersten Bank. Das anfängliche Erschrecken auf seinem Gesicht verwandelte sich in ein zufriedenes Lächeln. Der junge Vater legitimierte seinen Sohn. Und indem er sich zu ihm bekannte, wurde er selbst als Vater legitimiert. Auch in den Augen des Alten. Als ich diesen nach der Taufe darauf ansprach, sagte er: «Wollen hoffen, dass er hält, was er heute versprochen hat. Aber der Anfang ist gemacht, und das ist immerhin etwas.»

Die Gemeinde war ergriffen, ich auch. Noch kaum einmal war uns derart deutlich geworden, was in der Taufe geschieht. Der Vater – im Gegensatz zur Mutter immer unsicher – bekennt sich öffentlich zu seinem Kind. Und das, was dazu gesagt wird, macht die Taufe zu einem Stück Gottesherrschaft, worin Gott durch den Mund des Vaters sich zu dem Täufling bekennt und so Kind, Mutter, Vater und sich selbst legitimiert.

Wollen hoffen, dass er hält, was er verspricht. Mehr als legitimiert, nämlich fraglos und selbstverständlich, werden Menschen und Gott erst sein, wenn, was mit der Taufe stückwerkhaft beginnt, vollendet und Gott selbst – nicht mehr metaphorisch in, mit und unter einem Menschen, sondern in selbsteigener Gestalt – sichtbar anwesend ist, von Angesicht zu sehen, ohne dass die Menschen darob sterben. Legitimierung ist nötig, solange noch nicht selbstverständlich ist, was selbstverständlich werden soll.

## Stückwerk

Als meine Grossmutter alt war und ihre Hände unbeweglicher wurden, hörte sie auf, komplizierte Häkelarbeiten zu machen. Da sie aber die Hände nicht untätig lassen konnte, weil sie sonst, wie sie sagte, tot umfalle, begann sie aus Stoffstücken Decken zusammenzunähen. Bald hatte jedes von uns eine, und ich muss sagen, dass sie sehr angenehm war. Ich deckte mich nachts im Bett damit zu und hatte darunter weder zu heiss noch zu kalt. Wurde mir die Decke zu kurz, weil ich in jenen Jahren wuchs wie ein junger Hund, setzte die Grossmutter eine Reihe neuer Stoffstücke an.

Mit «Stückwerk» übersetzt Luther wunderbar das paulinische *ekmerous* (aus Teilen) in 1. Korinther 13. Stückwerk ist nicht Fragment, nichts Zerbrochenes, hat keine Katastrophe hinter sich, setzt darum kein einst ganz Gewesenes voraus. Stückwerk mag aussehen wie Fragment, ist aber ein Begonnenes und Werdenendes, *work in progress*, darum auf Zukunft hin, zum Ganzwerden unterwegs.

Die Stoffstücke, die meine Grossmutter zu Decken zusammennähte, waren Reste, übrig geblieben in einer Kleiderfabrik bei der Herstellung von Konfektionsware. Stückwerk ist Rest und zwar jener «entscheidende[n] Rest von Unbestimmtheit [...], der die Welt der Erzählungen [...] umgibt» (Lyotard, *Widerstreit*, S. 256f.). Christliche Theologie hat mit der Welt der Erzählungen zu tun. Fundamentalere, als ihr seit Paulus meistens lieb ist, da sie die Reste von Unbestimmtheit, die zu dieser Welt gehören, minimieren möchte. Die Theologiegeschichte ist auch ein Anschauungsunterricht, dass das nicht funktioniert. Die Reste der Geschichten dieser Welt sind kein lästiger Überhang; aus ihnen näht die Grossmutter Theologie Decken zusammen, in die wir uns einhüllen können, um dem neuen Morgen entgegenzuschlafen.

Stückwerk sind die Teile wie das wachsende Ganze. Aus Stückwerk zusammengefügt, ist das im Werden begriffene Ganze selbst noch Stückwerk. Durch die Komposition wird der Stückwerkscharakter der Teile wie des werdenden Ganzen betont, auf dass deutlich sei: Das vollendete Ganze erwarten wir.

Obwohl Stückwerk aus Stückwerk, war die Restendecke, die meine Grossmutter mit alt und unbeweglicher gewordenen Händen zusammengenäht hatte, mir lange unentbehrlich.



# I Der illegitime Vater





## Das Geheimnis des Zuckergeschirrs

Es war keine Dose. Eine Dose hat einen Deckel; dieses Gefäß hatte keinen Deckel. Wäre es eine Dose gewesen, hätte man auf die Idee kommen können, das Geheimnis liege in der Dose verwahrt, man brauche nur den Deckel zu heben und schon habe man es gelüftet. Das wäre falsch gewesen.

Beim Mittagessen an einem Freitag muss es gewesen sein. Denn am Freitag gab es zum Mittagessen Wähe. Zuerst eine Käsewähe und dann eine Früchtewähe. Kirsche, Apfel oder Birne, je nachdem, was im Garten reif war.

Weil meine Mutter die Früchtewähe sehr zurückhaltend süsste, stand am Freitagmittag das Zuckergeschirr aus dickem, geripptem, bläschenreichem Glas auf dem Tisch. Ich hatte es nie beachtet. Es war einfach da. Niemand hatte einen Namen dafür. Alle sagten: «Gib mir bitte den Zucker.»

Es stand wie jeden Freitagmittag auf dem Tisch; ich hatte daraus gelöffelt und es meinem Vater hinübergeschoben. Da ging in meinen Augen und meinem Gehirn etwas vor. Ich sah das Zuckergeschirr, als habe es eine unsichtbare Hand soeben erst auf den Tisch gestellt. Ich sah es zum erstenmal in meinem Leben. Ein Geheimnis, das mir Angst machte, weil ich ahnte, dass darin, damit, darunter etwas anderes, Unbekanntes, Unheimliches anwesend war.

Das Zuckergeschirr war keine Dose, so dass man den Deckel hätte abheben können, um das Geheimnis zu lüften. Das Zuckergeschirr war auch nicht nur die Maske, worunter sich das Geheimnis verbarg. In, mit und unter dem Zuckergeschirr war das Geheimnis da und machte die Welt fragwürdig, vieldeutig, unheimlich.

Die Vision, wenn man es eine Vision nennen kann, war kurz wie ein Blitz. Jedoch veränderte sie mein Daseinsgefühl. Bisher waren wir bei uns in der vertrauten Welt gewesen, ich und die Familie und alles, was zu uns gehörte, das Haus und die Leute rundum und die Bäume im Garten und die Sonne, der Mond und die Sterne. Von nun an war's, als sei einer ins Haus eingedrungen und schleiche namenlos darin herum, aber wir sähen ihn nicht und wüssten doch, dass er da ist.

## Das Haus, die Welt

Ein freier Sonntagvormittag. Auf der Suche nach schöner Musik tippe ich mich durch sechzig Fernsehprogramme und bleibe bei einem französischen hangen. Eine jüdische religiöse Sendung. Der Rabbiner erklärt gerade, warum die Heilige Schrift nicht mit dem ersten Buchstaben des hebräischen Alphabets beginnt, sondern mit dem zweiten. Mit *bet* statt mit *alef*.

Die Heilige Schrift, so der Rabbi, fängt mit *bet* an, weil wir am Anfang nicht dabei waren. Wäre es anders, wären wir Schöpfer, nicht Geschöpfe. Wir sind immer schon in etwas, das vor uns da war. Darum angemessenerweise als erster Buchstabe der von Menschenhand geschriebenen Bibel der zweite des Alphabets: *bet*. Die Silbe *bè* heisst *in*. Und gehört mit dem hebräischen Wort für «Haus» zusammen.

Dass das Haus, worin wir sind, vollkommen sei, wird niemand behaupten. Deswegen beten wir ja um sicheres Wohnen (Psalm 4,9). Zwar ist unsere gegenwärtige Unterkunft nicht gerade eine Bauruine oder Bruchbude, jedoch nicht weit davon entfernt. Mängel auf Schritt und Tritt. Wer oder was ist schuld daran?

Woran? Dass das Haus noch nicht fertig oder dass das fertige kaputt ist? Stückwerk also oder Bruchstück? Schon ist dienstbeflissen wie die Polizei das Gewissen zur Stelle und versucht uns einzureden, das Haus sei vollkommen gewesen, aber wir hätten es kaputt gemacht. Das Gewissen bietet eine Auswahl skandalöser Geschichten an, wie und warum es so weit kam. Wann? In dunkler Vorzeit, wo alle Katzen grau sind. Und sogleich gerät unsere Legitimität, hier zu sein, in Zweifel.

Fest steht so viel: Wir haben das Haus, in dem wir seit unserm Anfang sind, nicht selbst gebaut, auch nicht erworben. Das lehrt die Heilige Schrift, indem sie mit *bet* anfängt und nicht mit *alef*.

Wer in einem Haus wohnt, das er nicht gebaut hat und das ihm nicht gehört, ist Mieter oder Gast oder illegaler Besetzer. «Ihr seid Fremde und Beisassen bei mir.» (Leviticus 25,23) Als Mieter oder Gäste oder auch Illegale auf Zusehen hin Geduldete. Jedenfalls aber in dem Haus nicht ganz daheim.

Es muss einen Eigentümer geben, der auch der Bauherr sein wird. Er lässt sich nicht blicken. Wen wundert's, dass Gerüchte

über ihn umlaufen! Unberechenbar sei er, sein eignes Gesetz. Vor allem gewährt er niemandem dauerndes Wohnrecht in dem Haus. Bisher ist noch jeder hinausgeworfen worden. Oftmals wegen einer Bagatelle und immer unsanft.

Um ruhig schlafen, überhaupt, um sicher wohnen zu können, müsste man Näheres über den Hauseigentümer wissen. Am besten, man sähe ihn endlich einmal von Angesicht zu Angesicht und hörte von ihm selbst, was er zu sagen hat.

## Die Sprache

Das Haus, worin wir zur Miete sind, ist kein stummes Haus. Die Welt raunt, flüstert, redet, singt, schreit. Ein babylonisches Sprachengewirr. «Turbatverse» (durcheinandergeratene Verse, Johann Georg Hamann, *Aesthetica in nuce*, S. 198). Gespenstisch. Nutzlos, sich die Ohren zuzuhalten. Es redet auch in uns. Wie die Welt sind wir selbst voll Sprache. Weil wir selbst voll Sprache sind, redet die Welt uns an. Der Mensch ist das sprechende Wesen, dem durch das Sprechen die Welt sprechend wird.

Weil die Welt uns sprechend ist, sind wir nicht distanzlos bei den Gegenständen wie die Tiere. Sprache ist wie Haut. Eine Grenze. Abstand und Verbindung zugleich. Nur, dass diese Haut nicht nur den Körper umgibt, sondern dazu den Geist und die Seele. Und nicht nur umgibt, sondern durchdringt. Ohne sie ersticken wir. Die Sprache transportiert die Luft, die unser Geist, unsre Seele atmet.

Darum ist die Sprache kein Kosmos, kein in sich geschlossenes System, worin jedes Element seinen definierten Platz hat. Die Sprache lässt sich keine im Voraus definierten Plätze geben. Die Sprache schafft sich ihre Plätze selbst. Sie ist eine Geschichte; sie erzählt ja Geschichten. Das zeigt die Metapher. Die Sprache will sich nicht ein für allemal darauf festlegen lassen, dass Achill nichts anderes als der Mensch Achill sei. Sie kann sagen: «Achill ist ein Löwe», und meint damit: In Achill steckt ein Löwe. Nicht, dass Achill ein Löwe in Menschenhaut wäre, ähnlich wie der Wolf im Schafspelz; das will die Metapher nicht sagen. Sie will sagen, dass die Grenze zwischen

I dem Menschen Achill und dem Löwen nicht undurchlässig ist, und sagt damit, wer der uns scheinbar bekannte Mensch Achill ist.

Die Sprache ist kein geschlossenes System. Sie erzählt Geschichten und macht Geschichten. Sie ist *logos spermatikos*, zeugendes Wort. Darum mythopoetisch, metaphoropoetisch, theopoetisch.

Wir sind in der Sprache. Über sie hinaus können wir so wenig wie aus der eigenen Haut. Aber in der Sprache, mit ihrer Hilfe können wir nicht nur über das hinaus, was gerade vorliegt und der Fall ist, sondern gehen wir fortlaufend.

## Die Familie

Die Sprache ist wie die Haut. Das Leben tätowiert die Haut. Die erste Sprache tätowiert uns die Familie auf und in den Leib, die Mutter die allererste, die Muttersprache. Diese ist so irreversibel wie die Beschneidung am achten Tag. Sie wächst mit uns, erklärt uns die Welt. Vaterhaus und Vaterland werden wir eines Tages, wenn sie uns zu eng geworden sind, verlassen wie Abraham. Die Muttersprache verlässt uns erst zusammen mit dem letzten Atemzug.

Die Familie ist zäh wie die Haut und die Sprache, elastisch wie sie, sensibel wie sie. Wie Sprache und Haut trennen und verbinden, so auch die Familie. Jedes Glied ist ein Besonderes, aber zusammen sind sie ein Verbund.

Die Familie – Vater, Mutter, Kind – ist Quelle des Lebens wie der Sprache. Wir haben das Leben, die Welt, nicht, ausser «ins Wort gefasst» (Luther, *Vom Abendmahl*, S. 505). Darum ist die Familie die Grundmetapher allen Redens von Göttern, Welt und Menschen.

## Das Es

Gespentisch flüstert das Haus. Wie Gespenster geistern Stimmen durch die Welt. Als Gespenst geistert das *Es* durch die Sprache. Taucht auf, taucht unter; man weiss nicht woher und wohin. Und keiner, der wüsste, wer oder was das Es ist. Weder männlich noch weiblich. Ein Neutrum. «Das Neutrum möchte eine Sprache ohne Prädikation.» (Barthes, *Das Neutrum*, S. 204) «Ich sage nichts.» Der

Widerstreit (Jean-François Lyotard), der mehr Gegenwärtiges signalisiert, als sichtbar und hörbar ist. Verborgene Anwesenheit.

*Es* kann zusammenfassend die Komplexität der Umstände bezeichnen. «In Griechenland gibt es Ölbäume.» «Es gibt Menschen auf der Welt». Wer aber gab den Griechen die Ölbäume? Ein Thema für den Mythos. Wer gab, schuf die Menschen? Das farblose, undurchsichtige *Es* gibt sich als gebendes.

Jedoch gibt es in der Sprache nicht sich selbst. Das *Es* ist das, was gesagt ist, bevor etwas gesagt wird. Das ungelüftete Geheimnis der Sprache, in der Sprache gegenwärtig. Auch wer's verneint, denkt's und sagt's. Es muss als ungelüftetes Geheimnis gesagt und gedacht und kann nicht nicht gesagt und gedacht werden. Noch einmal Roland Barthes: «Das Neutrum nährt sich von einer (möglichst) unpräzizierbaren Form; im Grunde ist das Neutrale genau dies: das Unpräzizierbare.» (Ebd.) Sprechen heisst aber präzisieren, näher bestimmen, urteilen. Nicht präzisieren bedeutet nicht sprechen. Das Neutrum ist die Form des Sagens dessen, was nicht gesagt und dennoch nicht verschwiegen werden kann.

Präzisieren ist urteilen. Die Dinge vor den Richterstuhl zitieren und entscheiden, was von etwas gesagt wird und was nicht. Das *Es* weicht dem Urteil aus. Es vertagt es auf den Jüngsten Tag. Es ist bis dorthin tolerant. Lässt «die Sonne aufgehen über Böse und Gute und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte» (Matthäus 5,45).

Als im Dreissigjährigen Krieg die Mitte Europas ausblutete, fanden besonnene Leute, es müsse eine Möglichkeit gefunden werden, miteinander zu sprechen und zu leben, auch wenn man sich über das Innerste streite, darüber, worauf man sein Vertrauen setze, weil es der «einzige Trost im Leben und im Sterben» sei (*Heidelberger Katechismus*, Frage 1). Das *Es* ist das neutral belassene Wichtigste, Lebensnotwendige, das nicht gesagt, aber auch nicht nicht gesagt werden kann, darum so gesagt werden muss, dass darob kein Glaubenskrieg ausbricht, worin der Tod das Feld behauptet. Es ist die Kleidung, die die Verschiedenheit der Tätowierungen verdeckt.

Es wäre ein Kurzschluss, zu meinen, das *Es* sei nicht tarnendes Kleid, sondern die Haut selbst. Wie bei den Verhandlungen zum Westfälischen Frieden jeder von jedem wusste, dass er unter dem Wams sein Glaubensbekenntnis trug, so wissen alle, die «*Es*» sagen, dass sich darunter nicht neutrale Tätowierungen verbergen. Das *Es*

Ist die leere Tonne, die laut Jonathan Swifts *Tonnenmärchen* ausgeworfen wird, damit das Seeungeheuer, der Leviathan, sich daran festbeisse und das Schiff in Ruhe lasse.

## Vom Abwesenden reden: Der Mythos

Den Vater braucht's nicht bei der Geburt; Geburt ist Frauensache. Traditionell wurde der Vater dabei als lästig empfunden; er stand im Weg. Auch wollte man ihm den Anblick der blutigen Sache ersparen; es soll ja mancher dabei umgekippt sein.

Auch in der ersten Lebenszeit braucht es, wenigstens in den Augen des Kindes, den Vater nicht. Mit der Zeit freilich weiss es, dass es einen Vater hat und was es an ihm hat. Ist er abwesend, merkt es, was es an ihm hätte, wenn er anwesend wäre. Wie vom abwesenden Vater reden?

In unserer Klasse sass einer, dessen Vater sich nach Amerika davongemacht hatte. Damals gab es kein Fernsehen, und ins Kino durften wir noch nicht. Aber selbstverständlich hörten wir, was dort gespielt wurde. Die Westernhelden lieferten Rolf die Vorlage zu den Geschichten von seinem abwesenden Vater. Er war Cowboy im Wilden Westen, ritt auf einem schwarzen Hengst, warf meisterlich das Lasso, jagte Büffel, schoss haufenweise hinterlistige Indianer über den Haufen. Und er würde eines Tages erscheinen, in Stiefeln, gespornt, Colt an der Hüfte, die breite Krempe des Huts ins Gesicht gezogen. Er würde das Schulhaus betreten, die Treppe hinaufstürmen, dass man die Sporen auf den Stufen klirren hörte, die Tür des Klassenzimmers aufreissen und den Lehrer, den Rolf hasste, weil er ihn schikanierte, mit einem einzigen Schuss aus dem grosskalibrigen Trommelrevolver niederstrecken. Nach dem Schuss bläst er in den rauchenden Lauf, steckt den Revolver wieder ein, nimmt Rolf bei der Hand, geht ohne Eile mit ihm die Treppe hinunter und aus dem Schulhaus. Draussen steht der Hengst, der Vater hebt seinen Sohn in den Sattel, schwingt sich selbst hinauf, und sie galoppieren miteinander auf Nimmerwiedersehen davon.

Natürlich kam Rolfs Vater nie angeritten. Natürlich hörte Rolf nie mehr etwas von seinem Vater. Jedoch der kleine Mythos, der um den Abwesenden wuchs wie die Perle um das verletzende Sand-

korn in der Muschel, half Rolf zweifellos, mit der Abwesenheit seines Vaters zurechtzukommen.

Mythen spinnen sich um Abwesende. Über Abwesende erzählt man sich die wildesten Geschichten. *Mythos* bedeutete ursprünglich ja einfach «Erzählung». Weil es den Abwesenden verwehrt ist, sich zu wehren, können die Erzählenden über sie sagen, was sie wollen. Sie können die verrücktesten Dinge behaupten, ironisch über die Abwesenden sprechen und sich über sie lustig machen.

Der Mythos ist die phantastisch aufgedonnerte Abwesenheit der Erzählten; Mythen sind *fiction*, oft künstlerisch wertvoll und – häufig unter burschikos ironischer Hülle – tiefsinnig, Erklärungsmuster für vielerlei abgebend. Der Mythos bildet sich um eine Verletzung. Mythologen sind verletzt durch die Abwesenheit derer, von denen sie erzählen. Mythen als Göttergeschichten erzählen von *abwesenden* Göttern. «Der Mythos war fähig, die alten Schrecken als bezwungene Ungeheuer zurückzulassen.» (Blumenberg, *Arbeit am Mythos*, S. 267) Aber mit dem zurückgelassenen alten Schrecken der Vertreibung aus dem Paradies blieb eben auch das Paradies selbst zurück.

In dem schönen Buch *Seestücke* berichtet James Hamilton-Pater-son, der *Das Meer und seine Ufer*, so der Untertitel, sehr gut kennt, von erfundenen Inseln. Einige haben sich jahrhundertlang auf den Seekarten gehalten, Mayda beispielsweise von 1400 bis 1906.

Warum wurden Inseln erfunden und konnten so lange ihren angeblichen Standort halten? Aus Angst vor der Leere des Meeres. «Was den Griechen vor allem Angst machte, [...] war die Vorstellung der Leere. Die Leere des Meeres, dieses unendlich gefährliche Nichts hinter dem bekannten Land, war metaphysisch ebenso beunruhigend wie physisch. Die griechische Idealisierung eines statischen Kosmos voll fester Grössen, der sich in der griechischen Mathematik getreulich widerspiegelt, war die Grundlage von allem, was sich denken liess. Das Meer war für diese Metaphysik eine ausgesprochene Beleidigung, ein nackter Widerspruch. Wie sollte man diese flüssige Leere vermessen? Wie bildete man einen Ozean ab, wenn er gar nichts zum Abbilden enthielt? Wie stellte man eine Abwesenheit jeglicher Topographie dar?» (James Hamilton-Pater-son, *Seestücke*, S. 77)

1

Die Leere des Meeres macht sprachlos. Denn von wo aus soll präzisiert, wie soll die Grenzenlosigkeit vermessen werden? Dazu braucht es eine Ordnung, ein Raster, einen festen Punkt. «Mayda und all die Dutzende sonstiger Inseln im Nordatlantik waren die fortbestehenden, mobilen Bruchstücke konzeptionell notwendiger, aber imaginärer Länder. Dies entspricht dem algebraischen Begriff der Null, den man erst haben muss, bevor andere Dinge entfaltet werden können. Die Funktion der Insel Mayda bestand darin, nicht existent zu sein, einen Überschuss an Leere abzulöschen, bis sich etwas Handfesteres einstellte.» (A. a. O., S. 78)

Carl Schmitt behauptet, dass *nomos* – ich sage an dessen Stelle «Name» – und damit Ordnung und Recht nur auf dem Land möglich seien, weil es nur an Land feste Punkte gibt (Schmitt, *Der Nomos der Erde*, S. 13f.). Namengebung ist auf festen Boden, auf Sichtbares, Greifbares angewiesen. Wo alles fließt, einem alles durch die Finger rinnt, verfangen die Namen nicht. Das zweite Sprachwerk Gottes in der ersten biblischen Schöpfungsgeschichte, nachdem er in der Finsternis Licht gemacht hat, ist das trockene Land (Genesis 1,6). In der zweiten Schöpfungsgeschichte wird der Mensch von diesem trockenen Land, dem Ackerboden, genommen (Genesis 2,7). Adam, der in seiner Sprachlichkeit das Ebenbild Gottes ist, ist ein Erdling. Will er von Ausserirdischem reden, muss er Inseln erfinden.

## Abwesenheit und verborgene Anwesenheit: Mythos und Metapher

Der Mythos will das Abwesende mit Hilfe des Anwesenden vertraut machen. Das Irdische als Interpretament des Himmlischen. Hingegen will die Metapher sagen, was es mit dem Gegenwärtigen auf sich hat. «Achill, von dem diese Geschichte handelt, ist ein Löwe.» «Mein Nachbar dort ist ein Esel.» «Die besonders kostbare Perle, von der Jesus erzählt, ist ein Zipfel des Himmelreichs» (siehe Matthäus 13,45f.).

Die Metapher ist in Bezug auf sichtbar Anwesendes «eine besondere Weise eigentlicher Rede und eine in besonderer Weise präzisierende Sprache» (Jüngel, *Metaphorische Wahrheit*, S. 119). Die Meta-

pher «spricht der Wirklichkeit mehr zu, als das jeweils Wirkliche aufzuweisen hat» (S. 71). Es ist nicht die erkennbare Ähnlichkeit zwischen dem Himmelreich und dem anwesenden Gegenstand, welche die Metapher ausmacht, so dass das Wort sie bloss auswies. Es ist vielmehr das Wort, das die Ähnlichkeit erst macht.

Die Metapher redet von dem in, mit und unter dem Gegenwärtigen verborgen Anwesenden. Realiter, nicht als Analogie Anwesenden. Wir sollten uns des Menschen erinnern, der sich bei Vollmond in einen Wolf verwandelt. «Oshimas Film *Reich der Sinne*», schreibt Slavoj Žižek, der genialische philosophische Hansdampf in allen Gassen aus Ljubljana, «konfrontiert uns mit der genuin ontologischen Unmöglichkeit, unsere normalen Alltagshandlungen im selben Realitätsraum zu lokalisieren wie die Szenen intensiven Geniessens. Bataille fomuliert dies folgendermassen: «Plötzlich wird jemand vom Wahnsinn gepackt. Wir kennen diesen Wahnsinn sehr wohl, aber wir können uns sehr leicht die Überraschung von jemandem vorstellen, der nichts davon wusste und vermittels irgendeiner Apparatur heimlich Zeuge des leidenschaftlichen Liebesaktes einer Frau wird, die ihm besonders vornehm vorgekommen war. Vermutlich würde er meinen, sie sei krank, so wie tollwütige Hunde verrückt sind. Als habe irgendeine Hündin sich der Persönlichkeit der würdevollen Gastgeberin bemächtigt» (Georges Bataille, *L'Erotisme*).» Diese Dimension, so Žižek weiter, sei «diejenige des Heiligen» (Žižek, *Das Reale des Christentums*, S. 16f.). Das ist nichts anderes als die Dimension der Metapher.

Bataille beschreibt in Žižeks Zitat *metapherein* präzis als «anderswohin tragen», «übertragen». Wir werden über die Grenze zwischen Dame und Hündin, Mensch und Wolf hinübergetragen. Die Metapher steht für eine Welt, worin die Grenzen zwischen Menschen, Tieren, Dingen nicht hermetisch geschlossen, Menschen, Tiere, Dinge nicht ein für allemal festgelegt, die Gegenstände nicht für immer mit sich identisch, sondern für Verwandlungen offen sind. Die Metapher redet von der veränderlichen, im Werden befindlichen Schöpfung, wo Überraschungen warten, so dass aus einem Mann ein Wolf werden kann.

## Von metaphorischer zu mythologischer Rede

Hinter die Metapher, Gottes verborgene Gegenwart in der Schöpfung, können wir nicht zurück. So wenig wie hinter die Schöpfung. Genesis 1 und 2 nehmen zwar Schöpfungsmythen auf. Aber sie verweigern sich und uns jeden Blick in ein Früher. Die Frage, wie Gott beschaffen sein müsse, damit er die Welt habe schaffen können, ist die Frage des Mythos par excellence. Sie wird in den beiden biblischen Bearbeitungen von Schöpfungsmythen derart deutlich nicht gestellt, dass es nur als Warnung vor der wuchernden Energie des Mythos verstanden werden kann. «Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.» (Genesis 1,1) «Zur Zeit, als der HERR, Gott, Erde und Himmel machte [...]» (Genesis 2,4b) Wir sind immer schon im Haus: in der Welt, in der Sprache, in der Geschichte. Es ist unmöglich, das Haus zu verlassen.

Wenn das Haus brennt, die Welt ins Tohuwabohu zurückfallen will, die Geschichte Geschichten macht, die Sprache wie fades Salz wird, dann drängt sich die Frage nach Sicherheit als Frage nach dem Anfang, Ursprung und Grund aller Dinge auf.

Nachdem der assyrische König Salmanassar V. beziehungsweise sein Nachfolger Sargon II. Samaria 722 v. Chr. erobert hatte, die Belagerung Jerusalems durch Sanherib 701 jedoch glimpflich verlaufen war und die Belagerer abgezogen waren, entstand unter König Josia von Juda eine konzise Geschichtstheologie, in der Juda das Erbe Gesamtisraels antrat und Gott dem Thron Davids ewigen Bestand zusicherte. Das Konstrukt zerbrach, als Nebukadnezar II., König des neubabylonischen Reiches, 586 v. Chr. Jerusalem eroberte, zerstörte und die obere Schichten der Bevölkerung ins Exil deportierte.

Im Alten Testament lassen sich verschiedene Versuche erkennen, mit der Katastrophe von 586 theologisch zu Rande zu kommen. Unter andern diese:

Die beiden Schöpfungsgeschichten am Anfang der Bibel, wahrscheinlich auf babylonische, allenfalls kanaänäische Vorbilder zurückgehend, sind Indizien für die Flucht aus den unsicheren Geschicken der Geschichte in den Mythos des Anfangs. Sollen die Strukturen des Kosmos den unerschütterlichen Grund des Lebens

abgeben, muss die Schöpfung aber als vollkommene am Anfang stehen; sie darf kein *work in progress* sein.

Damit aufs Engste verbunden ist der Mythos vom Sündenfall. Weil die Schöpfung, damit ihre Strukturen ein vertrauenswürdiger Grund der Existenz sein können, von Anfang an vollkommen sein muss, es aber offensichtlich nicht ist, muss sie für den Monotheismus Israels durch einen vorgeschichtlichen menschlichen Sündenfall gestört worden sein. Das «Trachten des Menschenherzens» ist eben «böse von Jugend an» (Genesis 8,21).

Dagegen erhebt sich innerhalb des Alten Testaments Protest, am deutlichsten in den Büchern Hiob und Rut und in Genesis 12, sofern wir das hebräische *wè*, das dort als erstes Wort steht, mit «aber» statt mit «und» übersetzen. Hiob, Rut und Genesis 12 weigern sich, die Katastrophen der Vergangenheit und Gegenwart als Folgen von und Heimsuchung aus menschlicher Sünde zu verstehen. Das Unglück – im Büchlein Rut deutlich: des Exils – ist unerklärlich. Was den Menschen gegen Gott erbittert. Erst, wenn Gott neues Glück gibt, wie er's im Zeichen der Gebote des Lösens und der Leviratehe an Noomi und Rut tut, ist die Verbitterung über das erlittene Unheil überwunden.

In den stark von der Weisheit geprägten Büchern Ester, Judit und Daniel und in der Josefsgeschichte der Genesis wird zu belegen versucht, dass der Gott Israels, obwohl sein Volk keinen eigenen Staat mehr hat, in den Geschichten der grossen Welt insgeheim leitend am Werk ist zugunsten seines Volkes und der Völker, unter denen es lebt.

Vor allem betont Israel in und seit dem Exil zur Wahrung seiner Identität unterscheidende Merkmale wie die Beschneidung, die Heiligung des Sabbats, die Beobachtung der Speisegebote und den Festkalender, zusammengefasst im Gebot der Reinheit.

Das Reinheitsgebot ist das Zentrum der pharisäischen Ethik und wird zu einer Grundlage des rabbinischen Rechts. Voraussetzung dafür ist der Mythos vom Sündenfall. Die Forschungen von Doron Mendels und Arye Edrei über die «Spaltung der antiken jüdischen Welt» legen die Vermutung nahe, dass es bis zum 9. Jahrhundert in Europa eine jüdische Diaspora gab, die von einem weisheitlichen Ansatz herkam, ehe auch hier das rabbinische Recht obsiegte (Mendels/Edrei, *Zweierlei Diaspora*).

# I

Über die pharisäische Ausbildung des Paulus wurde der Mythos vom Sündenfall für das Christentum zentral und mit ihm derjenige von der am Anfang vollkommenen Schöpfung. Dass Jesus im Markusevangelium mit seinem Ruf am Kreuz gegen diese Theologie protestiert, was schon die Evangelisten Lukas und Johannes irritierte, ist weitgehend unbeachtet geblieben.

Wer nach Ursprung, Anfang und sicherem Grund fragt, macht die Erfahrung, dass der Brunnen der Vergangenheit tief und unergründlich ist, weil hinter jedem vermeintlichen Anfang neue Räume sich öffnen, wie Thomas Mann im *Höllenfahrt* betitelten «Vorspiel» des Romans *Joseph und seine Brüder* eindrücklich beschreibt. Aus dieser Bodenlosigkeit rettet nach Manns Überzeugung allein der Mythos, der in seinen erzählenden Vergegenwärtigungen einen Schleier über die Tiefe des Brunnenschachts zieht. Der Mythos kann es tun, weil er selbst kein Anfang, sondern exemplarische Vergegenwärtigung eines immer Gleichen ist. Das bedeutet aber, dass das Vergegenwärtigte vor der Zeit geschehen ist, es sich also um eine himmlische Geschichte unter Göttern handelt – eben um den Mythos. Im echten Mythos geschieht der Sündenfall im Himmel. Die Menschen sind seine tragischen Marionetten.

Obwohl es Schöpfungsmythen aufnimmt, versucht Israel, dem Mythos Grenzen zu setzen; er soll nicht zur Höllenfahrt werden. Deutlich ist es in Genesis 3: Kein himmlisch vorgeschichtlicher Sündenfall, sondern einer nach der Schöpfung. Deutlicher noch in Genesis 1,1. Kein Wort von Gottes Existenz vor der Schöpfung. Der Mythos als himmlische Mär soll nicht wuchern. Gott soll seines Geheimnisses nicht entkleidet, er soll kein gläserner Gott werden. Darum kein Rückgang von der Schöpfungstat Gottes zu seinem «Wesen», keine Rede davon, wer Gott war und was er trieb, ehe er die Welt schuf. «Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.» Vorher gibt es nicht nur von der Schöpfung sondern auch vom Schöpfer nichts zu erzählen.

Jedoch ist damit die Versuchung der Theologie nicht gebannt, vom Baum des Mythos zu essen. In Teilen des Neuen Testaments wird die paulinische Christologie als Lizenz zum Mythos begriffen. Eckstein der paulinischen Christologie ist der Adam-Christus-Mythos in Römer 5 und 1. Korinther 15. Der Christus Jesus, Sühnopfer für die verheerende Tat des mythischen Adam und ihre Vergegen-